

PIERRE STUTZ

*Wie ich
der wurde,
den ich mag*

Einstimmung

Unglaublich, jetzt sitze ich im Frühjahr 2023 auf einer Fähre auf der Ostsee, die mich auf die schwedische Insel Fårö führt. Seit über zwanzig Jahren möchte ich diese Insel besuchen, auf der Ingmar Bergman (1918–2007), einer meiner Lieblingsregisseure, viele seiner genialen Filme drehte und die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Nun bin ich ganz nahe dran, um das Bergman-Center besuchen zu können. Nichts ist unmöglich!

Die Filme von Bergman wagen einen Gang durch innere Lebensängste, um befreiter im Leben stehen zu können. Sie ermutigen mich zu einer Auseinandersetzung mit existenziellen Grundfragen, weil der Weg zu einer besseren Welt in uns selbst beginnt. Von dieser Gratwanderung erzähle ich auch in meiner Autobiografie. Spät habe ich gelernt, mich mit meiner homosexuellen Begabung anzunehmen, mehr noch, mich zu mögen. Zu lange habe ich mich, mein inneres Kind, den kleinen Peter im Stich gelassen. Was für ein Glück, dass meine Seele, meine innerste Liebeskraft, sich nie durch meinen Erfolg blenden ließ. Wohlwollend-bestimmt hat sie nicht lockergelassen, um mich zu mir selbst zu führen, zu meiner tiefen Sehnsucht, liebend in einer Partnerschaft unterwegs zu sein.

Mit meinem Buch möchte ich alle Lesenden ermutigen, nicht hinter ihren persönlichen Wachstumschancen zurückzubleiben und sich nicht durch andere blenden zu lassen. Es ist nie zu spät, so zu werden, wie wir von Anfang gemeint sind: geborgen und frei. Die Selbstliebe ist jenes Fundament, in dem wir eine göttliche Segenskraft erfahren können, die uns alltäglich bestärkt, uns auch für die Menschenrechte und den Schutz der Natur einzusetzen, als Weg zum Glück.

Ich danke allen, die mich im schmerzhaft-heilsamen Schreibprozess dieses Buches unterstützt haben, die mein Manuskript kritisch gelesen und mit ihren Anregungen ergänzt haben.

Stefan Wiesner vom bene!-Verlag danke ich sehr für die Inspiration zu dieser Autobiografie und für seine kreative Begleitung, genauso wie dem ganzen Verlagsteam. Es tut mir gut, rund um meinem 70. Geburtstag mit einem versöhnten Blick auf mein Leben zu schauen.

piere stutz

1.

Ich will leben!

Klassentreffen! Fahre ich hin oder sage ich schon wieder ab? Meine Mitschüler*innen treffen sich alle fünf Jahre in meinem Heimatdorf, in Häggingen, im Schweizer Kanton Aargau, zu einem gemütlichen Zusammensein. Bis jetzt habe ich immer abgesagt, meistens weil der Termin bei mir schon durch Kurse, die ich angeboten habe, besetzt war – was mir sehr entgegenkam. Was als gemütliches Zusammensein angekündigt wird, löst bei mir einige Ängste aus. Wenn ich den Brief mit einer erneuten Einladung öffne, dann zieht sich bei mir schlagartig in der Magengegend alles zusammen, mein Körper sendet diffuse Alarmsignale, die zu einem hilflosen Unwohlsein führen. Obwohl ich von der chinesischen Medizin her weiß, dass all meine Erlebnisse in meinem Körper gespeichert sind und meine Reaktionen einen tieferen Grund haben, fällt es mir nicht leicht, mir mit Wohlwollen zu begegnen. Und meine inneren Kritiker*innen nutzen meine Verunsicherung sofort aus, indem sie mir abwertende Kommentare wie »Du bist fast 70 Jahre alt und inszenierst immer noch so ein Theater um eine harmlose Einladung!« zuspielden. Dadurch wollen sie mir eintrichtern, dass ich allein so kompliziert sei! Es gelingt ihnen jedoch immer weniger, weil ich nicht mehr bereit bin, ihnen mehr als eine Stimme in meiner inneren Teamsitzung zu gewähren ...

Genau darum geht es im Leben, auch sich selbst mit seinen Gefühlen und Reaktionen mitfühlend zu begegnen, im Würdigen seiner ureigenen Geschichte. Entscheidend ist die Grundhaltung, in der wir wiederkehrenden Themen begegnen. Wir sind der Vielfalt der Gefühle und Körperreaktionen nicht hilflos ausgeliefert, wir können sie wahrnehmen und ihnen Grenzen

setzen. Wenn wir ihnen mit Widerständen begegnen, dann geben wir ihnen noch mehr Macht. Wir können sie als Herausforderung und sogar als Chance sehen, damit Angstschicht um Angstschicht abgebaut werden kann. Nie ein für alle Mal, sondern in einem konzentrischen Umkreisen unserer Lebensthemen können wir innerlich immer freier werden.

Obwohl ich diese existenzielle Grundhaltung schon so oft in meinen Büchern entfaltet habe, ist es trotzdem nicht einfach, zu mir zu stehen.

Eine Spur zu einem heilenden Unterwegssein liegt in der Erkenntnis, an einem unscheinbaren Ereignis, wie die Einladung zu einem Klassentreffen, erkennen zu können, was in mir befreit werden möchte, damit ich gelöster mit meiner Vergangenheit umgehen kann. Doch was ich jetzt so schlüssig aufschreiben kann, bleibt in der konkreten Umsetzung immer noch sehr anstrengend. In dieser Spannung zwischen einem klaren Einordnen meiner Ängste und dem Durchschreiten dieser Verunsicherung liegt einmal mehr die Einladung, mich selbst mit meiner Geschichte – wie immer sie sich entwickelt hat – anzunehmen. Ich habe keine andere! Ich kann nicht aus ihr aussteigen, wie ich das als Jugendlicher und junger Erwachsener irrtümlicherweise gemeint habe. Doch ihr eine Zeit lang zu entkommen, kann entscheidend sein, um nicht ein Leben lang fremdbestimmt zu bleiben.

Was für eine Wohltat, als ich kurz nach dem Schreiben dieser Zeilen diese differenzierte Ansicht in einem Kinofilm entdeckte. Das mag ich, wenn ich Berührungspunkte zu einem Thema finde, das mich im Moment beschäftigt. Nach einem intensiven Schreibtag gönne ich mir einen Kinofilm, ohne zu wissen, um welche Thematik es sich handelt. Ich liebe die Filme des französischen Regisseurs François Ozon. Über ein Jahr habe ich gewartet, bis sein Film »Sommer 85«, der 2020 entstanden ist,

in Osnabrück gezeigt wird. Was für ein Zu-fall, als ich in diesem tollen Werk folgenden Satz höre: »Das einzige Wichtige ist, dass wir alle irgendwie unserer Geschichte entkommen.« Provokierend und inspirierend finde ich auch die Erläuterung des Regisseurs zu diesem Gedanken: »Die Schönheit des Lebens besteht in der Flucht. Niemand soll sich vorschreiben lassen, wie er zu sein hat.« Wow!

Meine Flucht aus meinem Ursprungsort und mein Magen-grummeln beim Betreten dieses Dorfes verweisen mich nicht nur auf die Schattenseiten meines Lebens. Sie lassen auch das Licht aufscheinen, das mir ermöglicht, aufrechter und selbstbewusster durch mein Leben zu gehen. Denn ich habe mich nicht nur verbiegen lassen, sondern ich bin auch meiner Sehnsucht treu geblieben, immer mehr so werden zu können, wie ich von Anfang an gemeint bin: geborgen und frei. Diese Spannung habe ich rund um die Anmeldung zum Klassentreffen in vielen Facetten gespürt. Ich konnte mich schlussendlich nur anmelden, weil ich gleichzeitig beschlossen habe, zum Schutz meiner Seele direkt danach mit dem Nachtzug nach Osnabrück zurückzufahren. Und weil ich dies direkt zu Beginn des Treffens angekündigt habe, bin ich den anderen viel freier begegnet.

In meinem Ursprungsort bin ich selten ermutigt worden, den aufrechten Gang zu gehen. Als ich jetzt im Rahmen unseres Treffens mit den früheren Klassenkamerad*innen durch das Dorf spazierte und es von den Hügeln aus mit Distanz betrachte – Häßglingen ist ein Sieben-Hügel-Dorf wie Rom! –, erfahre ich intensiv, dass meine dort verbrachte Kindheit viel mehr ist als ein angstbesetztes Dasein. Dank dem Austausch mit den anderen erweitert sich meine Perspektive und es wird mir bewusst, dass den meisten von uns im Leben harte Brocken zugemutet wurden und viele daran gewachsen und gereift sind. Wenn ich

in diesem Buch erzähle, wer und was mir geholfen hat, immer mehr ich selbst zu werden, dann sind die Auseinandersetzungen rund um die Anmeldung zum Klassentreffen und der Besuch selbst wichtige Mosaiksteine. Ich kann nun mit weniger Druck mich und andere ermutigen, nicht auf all das fixiert zu bleiben, was ich verpasst habe. Im Freilegen all meiner Erfahrungen erkenne ich, dass manche Wunden Perlen hervorbringen.

Zu früh

Am 7. November 1953 komme ich im Spital in Muri/Aargau auf die Welt. Meine Eltern Erna und August Stutz-Saxer und meine drei älteren Geschwister Paul, Erna und Ursula erwarten mich mit Freude. Bei meiner Geburt sind meine Mama mit 39 Jahren und mein Papa mit 46 Jahren schon ein wenig alt, was damals viel stärker als heute als eine besondere Herausforderung gesehen wird. Deshalb bin ich den beiden sehr dankbar, dass sie mich mit Liebe und Lust gezeugt und mit Vertrauen geboren haben, meiner Mama natürlich besonders. Doch auch meinem Papa, weil es ganz und gar nicht selbstverständlich ist, dass er sich nochmals auf das Wagnis einer Geburt eingelassen hat, wo doch seine erste Frau Anna bei der Geburt meines ältesten Bruders Paul gestorben ist. Ich bin immer wieder beeindruckt, berührt und manchmal erschüttert, wie nahe das Wunderbare und die Härte des Lebens beieinanderliegen können. Deshalb spreche ich mir selbst jeden Morgen beim Erwachen das Wort »MERCI« laut zu.

Als sogenannter Nachzügler will ich anscheinend das lange Warten meiner Familie abkürzen – so komme ich sechs Wochen zu früh auf die Welt! Die Situation muss ganz schön dramatisch

gewesen sein, was sich in einer Nottaufe ausdrückt und noch mehr in einer unangenehmen Isolierung in einem sterilen Brutkasten. So haben sich meine Eltern das sicher nicht vorgestellt. Und ich habe als neuer Erdenbürger keine Zeit, gemütlich anzukommen, staunend den Geschenkcharakter des Lebens ein- und auszuatmen, sondern muss verkrampft um mein Leben kämpfen. Müssen? Dürfen? Wenn ich heute meine Augen schliesse, tief durchatme und mich in meine Zeit als Säugling versetze, dann spüre ich ein klares *Ja* zum Leben. Schon damals schrie ich lautstark »Ich will leben!«. Diese Willenskraft möchte ich nicht missen in meinem Leben. Ich erfahre sie als eine lebendige Widerstandskraft, damit ich mich nicht einschüchtern lasse. Und ich bin dankbar für meinen starken Willen, der mir ermöglicht, diszipliniert einem Ziel zu folgen. Lebensbehindernd ist der Wille, wenn er alleine die Regie übernimmt und sich in einer verbissenen Verkrampfung verirrt.

Spannend, wie schon in den ersten Stunden meines Lebens wesentliche Lebensthemen aufscheinen, die mich bis heute Tag für Tag begleiten. Nicht nur meine Geburt, sondern all meine Lebenserfahrungen sind in meinem Körper gespeichert. Deshalb kann ich ein Leben lang einüben, auch gut mit mir zu sein, wenn sich in entscheidenden Momenten reflexartig zuerst eine Verkrampfung meldet. Wenn sie sein darf, dann kann ich sie verwandeln, in dem ich noch achtsamer tief in die Verkrampfungsmuster hineinatme.

Nicht nur in den Geburtswehen sind Schmerz und Freude ganz nahe beieinander, sondern auch in all den kostbaren Momenten, in denen neues Leben in und durch uns geboren wird. Vertrauen in sich selbst, in andere, in das Göttliche ereignet sich, wenn wir verinnerlichen, dass Hoffnung und Zweifel, Leichtigkeit und Bedrückendes, Weinen und Lachen zu einem Geburtsprozess gehören dürfen, ein Leben lang.

Was denken die anderen?

Am Wochenende meiner Geburt wird mein Vater Bürgermeister (Gemeindeammann nennt sich das in der Schweiz!). Das ist gleichzeitig kraftvoll, aber auch eine Hypothek für mein Leben. Als Familie sind wir wie die meisten der 1500 Bewohner*innen des Dorfes in das gesellschaftliche und kirchliche Leben eingebunden. Das bringt neben einer Reihe von Verpflichtungen auch viel Schönes mit sich. Wir wohnen neben dem Bauernhof, auf dem meine Mutter aufgewachsen ist und den ihr Bruder mit seiner Familie bewirtschaftet. Das Elternhaus meines Vaters, in dem sein Bruder mit seiner Frau ein Lebensmittelgeschäft führt, ist auch nicht weit. Auf dem Bauernhof und im Lebensmittelgeschäft helfe ich gerne mit, ich mag zupacken! Mein Vater arbeitet auf einer Bank in Wohlen und ist nebenamtlich Bürgermeister und natürlich in vielen Vereinen, beispielsweise im Männerchor, gerne dabei. Seine gesellig-humorvolle Art wird geschätzt und er kann gut vermitteln. Meine Mutter liebt es, im Haus und Garten und im Bauernhof ihres Bruders mitzuarbeiten. Beide haben eine heitere Wesensart und sorgen sich dennoch um vieles. Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie mir und meinen anderen drei Geschwistern vorleben, dass das Ethos einer Gemeinschaft sich dadurch auszeichnet, wie sie mit den Schwächsten umgeht. Meine Mutter ist die Älteste von acht Kindern (drei Geschwister sterben im Kindesalter), was sie verständlicherweise sehr fürsorglich für andere werden lässt. Mein Vater ist der Jüngste von drei Kindern. Da sein Vater früh stirbt, arbeiten die beiden älteren Geschwister meines Vaters in einer Fabrik, um die Familie zu ernähren. Mein Papa kann als Einziger der Familie eine Ausbildung machen. Seine beiden Geschwister geben der Bank von ihrem Lohn monatlich den Beitrag, der damals für eine kaufmännische Lehre bezahlt werden muss, und ermöglichen meinem Vater so eine gute berufliche

Zukunft. Fürsorglich und ewig dankbar – das sind die beiden Werte, die uns unsere Eltern durch ihre Lebensgeschichte weitergeben. Stundenlang nehmen sich meine Eltern Zeit, um ganz Ohr zu sein für andere Menschen, um sie zu trösten und zu ermutigen. Dadurch lerne auch ich schon als kleines Kind, für alles dankbar zu sein, weil nichts selbstverständlich ist; und ich bin mitfühlend mit Menschen, denen das Leben hart entgegkommt. Wunderbare Bausteine, die mir ein gutes Fundament sind für mein Lebenshaus als spiritueller Begleiter.

Doch es gibt kein Licht ohne Schatten! Und die Schattenseiten der Empathie sorgen dafür, dass mein Selbstvertrauen zu wenig entwickelt wird. Eine große Fünfliterflasche mit der Aufschrift »WAS DENKEN DIE ANDEREN?« steht unübersehbar bei uns zu Hause auf dem Küchentisch. Bis zu fünfmal täglich kriege ich einen Löffel von diesem scheußlichen Trunk, damit ich schön »von mir selbst absehe«! Obwohl ich spätestens als Jugendlicher dank der 68er-Bewegung gegen diese Kreativitätskiller rebelliere und mit 38 Jahren in einer längeren Psychotherapie an einer Kurskorrektur arbeite, bleibe ich geprägt von diesem lebensbehindernden Muster, das mich manchmal beim Erwachen in der Nacht auch noch heute terrorisieren kann. Zwei Seiten einer Medaille: Mitgefühl als Weg, um Glück entfalten zu können, und eine lähmende Konditionierung, die sich auf die Meinung der anderen fixiert. Jahrzehntlang sehe ich meine Lebensgeschichte nur mit diesem unsäglichen Druck, es allen recht machen zu müssen. Versöhnung wird mir geschenkt, als ich dank meiner Persönlichkeitsarbeit entdeckte, dass nicht nur der Schatten der Fremdbestimmung mich prägt, sondern ich auch meine Gaben zum Leuchten bringen kann, indem ich viele Menschen zum Aufblühen ermutige. In jeder Lebensphase eine staunende Dankbarkeit zu entfalten, öffnet mir Fenster und Türen zum Glück. Distanzieren will ich mich jedoch von jener krank machenden Dankbarkeit, in der Menschen sich im

schlimmsten Fall lebenslang entschuldigen, dass sie hier sind, weil sie ja ewig dankbar sein müssen. Echte Dankbarkeit ermutigt zum ureigenen Weg, auf dem ich zu meinen Bedürfnissen stehe und sie auch ausdrücke. So ist es kein Zufall, dass die Ermutigung »bei sich selber zu Hause zu sein« sich wie ein roter Faden durch meine Bücher zieht.

Diese spirituelle Grundhaltung ist kein Sonntagsspaziergang und darf nicht als egoistisches Handeln abgewertet werden. Sie ist das Markenzeichen einer bewussten, spirituellen Lebensgestaltung. Liebend mitten im Leben stehen zu können beginnt mit einer gesunden Selbstliebe. Was für ein Aufatmen, wenn ich zufrieden mit mir selbst bin, mich in meiner inneren Wohnung wohlfühle, dankbar in den bunt-sinnlichen Räumen verweile und auch um dunkle Räume weiß, die auch ab und zu besucht und aufgeräumt werden möchten!

Es tut mir immer wieder weh, wenn ich »gestandene« Frauen und Männer sehe, die sich kleinmachen und irgendein Programm im Familien- und Freundeskreis mitmachen, das ihnen gar nicht entspricht. Und auch mir passiert es ab und zu, dass ich zu wenig und nicht gut genug für mich selbst Sorge, weil die Gabe der Selbstfürsorge zu wenig Raum bekommt. Auch dem Leben zuliebe *Nein* sagen zu können ist ein hoher Wert, der eine gute persönliche Balance und einen gesunden Arbeitsrhythmus ermöglicht.

Verspielte Kindheit

Ich habe leider nur wenige Erinnerungen an meine Kindheit und auch kaum Fotos aus dieser Zeit. Mit vier bis fünf Jahren sehe ich mich als verspielten, träumerischen Jungen, der gerne bei seinen Freunden, den Bäumen ist. Intuitiv spüre ich in ihrer Nähe, dass ich einfach sein darf. Mein Durst nach Lebendigkeit ist damals schon sehr groß.

Meine Familie sieht mich als Sonnenschein, was in mir mehr Druck als Freude auslöst, weil es auch bedeutet, immer für andere scheinen zu müssen, gut drauf zu sein, stets der Beste zu sein. Ein weiteres Lebensthema, das zu mir gehört. Dieser Druck, allen zu gefallen und für sie zu leuchten, ist irgendwie in mir von klein auf angelegt, auch weil ich alles sehr gut machen will. Ich kenne zur Genüge das Gefühl, nicht zu genügen. Viel zu lange habe ich allein meine Eltern für dieses defizitäre Lebensgefühl verantwortlich gemacht. Heute sehe ich das anders, weil in mir ein unerschöpfliches Potenzial an neuen Ideen vorhanden ist, das mich wunderbar kreativ sein lässt. Doch es fällt mir schwer, meine Grenzen anzunehmen. Zudem mag ich keine halben Sachen. Wenn ich etwas tue, dann ganz oder gar nicht; toll und anstrengend zugleich. Deshalb fühle ich mich wahrscheinlich auch gut aufgehoben, wenn ich in Biografien von Mystiker*innen lese, wie zum Beispiel in der über die kämpferisch-humorvolle Spanierin Teresa von Avila (1515–1582), die sich ein Leben lang nach Ruhe sehnt, sogar ein geniales Ruhegebet entwirft und zugleich – wie tröstlich diese Ambivalenz – in ruhigen Zeiten immer wieder ein neues Kloster gründet. Insgesamt sind es 17 Neugründungen, die auf Teresa von Avila zurückgehen – und das in einer Zeit, in der Frauen sehr von einer patriarchalen Männerhierarchie benachteiligt sind. Diese Widersprüchlichkeit ist mir vertraut: sich nach Ruhe sehnen und zugleich voller Tatendrang leben.

Anders sein

Zu meinen wenigen Kindheitserinnerungen gehört auch ein diffuses Gefühl: anders zu sein. Ich spiele nur mit Mädchen, weil ich als sensibler Junge Angst vor anderen Jungs habe. Und ich bin gerne alleine, lese viele Bücher – will anders sein, weil es mir damals schon suspekt ist, was die Mehrheit sagt und macht. Diese tiefe Sehnsucht ist bei mir gekoppelt mit dem diffusen Verbot, aufzufallen, aus der Reihe zu tanzen, mich in den Mittelpunkt zu stellen. Deshalb verbiete ich mir bis zu meinem 38. Lebensjahr, ein Buch zu schreiben, obwohl ich schon in meinen ersten Schulaufsätzen spüre, dass der Himmel mir ein tolles Geschenk auf meinen Lebensweg mitgegeben hat: lustvoll schreibend mein Leben vertiefen zu können. Es lag auch an anderen, dass ich derart zurückhaltend war ... Ich erinnere mich noch sehr gut an eine Religionsunterrichtsstunde, in der unser Pfarrer uns sagte, dass es sehr schwer sei, den Willen Gottes zu erkennen. Ein Hinweis fände sich allerdings schon in der Unterscheidung zwischen dem, was uns Mühe macht, was anstrengend ist und dem, was wir lustvoll machen möchten. Seine Warnung an uns Schüler lautete: Achtung! Alles was wir gerne tun, ist gefährlich, weil der Teufel in der Lust versteckt ist! Für mich war klar, dass lustvolles Schreiben egoistisch ist, weil ich in dieser Zeit andern nicht helfen kann.

Im Rückblick stelle ich fest, was das für ein Irrtum ist!

Da verkündet ein Priester einem strebsamen Jungen wie mir, dass all das, was wir mit Freude tun, ins Verderben führt. Eine Aussage, mit der die Lebenslust vergiftet und das Leiden als Tor zum Himmel betrachtet wird. Was für eine Verzerrung der christlichen Tradition, in der der facettenreiche und bunte Lebensweg Jesu auf seinen Kreuzweg reduziert und dabei ausgeklammert wird, dass er als Liebhaber des Lebens gerne mit

anderen beim Essen und Trinken das Zusammensein genießt. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass Jesus das Bild vom gastfreundlichen Mahl verwendet, um uns zu zeigen, wie wir Gottes zärtliche Zuwendung im Alltag erfahren können.

Die Liebe und das Leiden sind unsere stärksten Verwandlungskräfte, die jedoch von den Religionen nicht als Machtinstrumente missbraucht werden dürfen. Die Liebe verwirklicht sich nicht nur im Mitgefühl, sondern auch im dankbaren Genießen der erotischen Dimension unseres Lebens. Das Leiden darf uns nicht in eine Opferrolle verbannen, weil wir alles tun sollen, um Leiden zu verhindern und zugleich – was für ein Paradox – ein Leben lang einüben dürfen, Leiden als Teil unseres Lebens zu integrieren. Diese Differenzierung kann ich bei meinem Lebensfreund aus Nazareth erkennen, weil er eben nicht in der Opferrolle stecken bleibt, sondern gewaltfrei Widerstand wagt, um die Spirale der Gewalt zu durchbrechen. Wer sich wie er »dem Leben liebend in die Arme wirft«, wie es die Basler Theologin Luzia Sutter-Rehmann beschreibt, wird jeden Tag neu das Geschenk des Lebens dankbar begrüßen und wird verinnerlichen, dass wir als Liebende immer auch der Verwundbarkeit des Lebens begegnen.

Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel erwähnt einen Gedanken von der Hamburger Theologin Dorothee Sölle, der ihn am meisten betroffen macht: »Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu sein.« Was für eine Befreiung, originell und künstlerisch sein zu dürfen!

Verdunkelte Kindheit

Mitten in mein verspielt-träumerisches Dasein widerfährt mir mit sechs Jahren außerhalb von Familie, Dorf und Kirche grausame sexuelle Gewalt, die meine Seele tief verwundet. Ein Mann lockt mich in eine Falle. Als ich es bemerke, ist es schon zu spät. Ich will mich wehren, doch ich habe keine Chance. In dieser brutalen Traumatisierung steige ich aus meinem Körper aus und kann nur überleben, in dem ich dieses Unrecht so schnell wie möglich verdränge. Ahnend, dass mir eh niemand glauben würde, werde ich jäh als Kind zum Steppenwolf, der innerlich völlig vereinsamt. »Vertrau niemandem, Erwachsenen auf keinen Fall« heißt mein Lebensmotto nach diesem himmelschreienden Übergriff. Unbewusst übertrage ich dieses Misstrauen auch auf meine Familie, weshalb ich sie schon als kleiner Junge »verliere«.

Zerstört ist meine Leichtigkeit, verbannt mein Vertrauen, beschützt zu sein. Ich bin oft kränklich und sehr ängstlich dem Leben gegenüber. Mein Körper ist voller Verkrampfungsreflexe, die zu einer großen Unbeholfenheit führen, vor allem im Sport. Jede Turnstunde ist die Hölle für mich. Was für eine Demütigung, bei einer Gruppenbildung immer als Letzter ausgewählt zu werden.

Niemandem mehr zu vertrauen und sich anvertrauen zu können, ist ein blockierendes Lebensprogramm. Durch die Verdrängung bildet sich ein Panzer um meinen Leib. Ich bin in vielen Situationen verunsichert und kann mich selbst nicht verstehen, wenn ich mitten in einem gemütlichen Zusammensein fluchtartig den Raum verlasse, weil zu viel Nähe für mich zur Bedrohung wird. Zum Glück kann ich mich durch die Schulzeit retten, indem ich schwächeren Schüler*innen beim Lernen helfe. Das hat auch mit meinem großen Gerechtigkeitsinn zu tun. Ich kann mich oft nicht wirklich über meine guten Noten

freuen, weil ich es als ungerecht empfinde, dass andere, die viel mehr lernen als ich, so schlecht benotet werden.

Erst mit 38 Jahren bin ich stark genug, um mich in einer intensiven Psychotherapie dem Verlust meiner Kindheit zu stellen.

Was soll das Ganze?

Empathisch zu sein (leider viel zu wenig mit mir), gehört für mich zu einem sinnerfüllten Leben, genauso wie das Nachdenken über Gott und die Welt. Dabei treibt mich die Frage nach dem Leiden schon sehr früh um. Aufgrund meines tief verdrängten eigenen Leidens spüre ich eine große Sehnsucht nach einem heilenden Raum, den ich als Messdiener in der katholischen Liturgie finde. Die sinnliche Kraft der Rituale tut mir gut, und bei Beerdigungen, denen ich als Messdiener beiwohne, kann ich meine eigene versteinerte Trauer im mitfühlend aufgewühlten Dasein leben. Zugleich erlaubt mir der Dienst bei den Beerdigungen, legal eine Schulstunde zu schwänzen!

Dankbar bin ich, dass diese nährenden Innerlichkeit immer auch mit einer kritischen Wachsamkeit verbunden ist. Eine geerdete Spiritualität, die ich erst viel später bei mystischen Menschen wie Hildegard von Bingen und dem zweiten UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld entdeckte. Seit ich denken kann, begleitet mich die Frage »Was soll das Ganze?«. Durch mein mangelndes Urvertrauen bleibe ich auch mit dieser Frage allein, genauso wie mit meinen »verbotenen« Empörungen. Bei der Beerdigung eines dreijährigen Kindes bin ich innerlich aufgewühlt, als der Pfarrer einen Vers aus dem Buch Ijob vorliest: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gepriesen.« (Ijob 1,21) Schlagartig wird mir durch meinen großen körperlich-seelischen Schmerz klar, dass ich so

einen selbstHERRlichen Gott niemals lieben kann und auch nicht lieben will. Am liebsten möchte ich das Weihrauchfass am Boden zerschmettern, als Auflehnung gegen so ein Gottesbild. Dabei ist auch das biblische Buch Ijob nicht aus einem Guss aufgeschrieben, sondern entfaltet sich in der Spannung von Auflehnung und Annahme. Der Rebell Ijob wird in der kirchlichen Verkündigung zu lange unterschlagen, um die Menschen klein-zuhalten. Ohne dies zu wissen, rebelliere ich innerlich schon als kleiner Junge gegen diese falsche Demut, die den aufrechten Gang behindert. Leider bleibe ich mit dieser Not alleine, weil ich zu Hause sicher nichts gegen unseren Pfarrer sagen darf.

Ich blicke heute beglückt auf diese kritische Seite in mir, weil sie heilsam ist auf dem Weg, auch mit mir selbst befreundet zu sein. Mit einem Schmunzeln erinnere ich mich, wie ich die vielen Rituale, die zur katholischen Tradition gehören, auch kritisch überprüfe.

In meinem Ursprungsdorf Hägglingen stehen viele Wegkreuze. Als Kinder lernen wir schon sehr früh, bei jedem Wegkreuz das Kreuzzeichen auf die Brust zu zeichnen. Eine schöne Geste, die Menschen mitten im Alltag erinnern kann, auch am Schweren wachsen und reifen zu können, wäre da nicht eine berechnende Seite, die ich den katholischen Schatten nenne. Ich meine damit, die Fehlhaltung, sich anzumassen, mit Ritualen Gott bestechen zu können. Intuitiv lehne ich mich genau dagegen auf, indem ich überprüfe, ob es mir schlechter geht, wenn ich ohne Kreuzzeichen bei einem Wegkreuz vorbeigehe. Und ich stelle fest: Es passiert nichts! Gott kommt all unseren Ritualen mit seiner Gnade zuvor. Wir sind gesegnet, längst bevor wir selbst etwas tun. Rituale möchten keinen strengen Herrn besänftigen, sie können eine Lebenshilfe sein. Struktur, Ordnung, Rhythmus, Disziplin müssen keine fremdbestimmenden Erziehungsmethoden sein, sie können uns unterstützen auf dem Weg zur Selbstannahme, indem wir uns weigern,

uns in der Fülle der Konsummöglichkeiten zu verlieren. Rituale können unsere Hektik unterbrechen, wie ich es heilsam bei der Feldarbeit erfahre, wenn unsere Oma einen selbst gebackenen Brotlaib segnet. Was für eine Wohltat, in einem solchen Moment zu erfahren, dass es mehr gibt, als Leistung und Erfolg. Warm läuft es mir jetzt beim Schreiben den Rücken hinunter, obwohl dies vor über 60 Jahren geschah und ich immer wieder davon erzähle.

Zum Glück schenkt uns das Leben immer wieder Momente, in denen Raum und Zeit wie aufgehoben erscheinen. Es lohnt sich, sie dankbar auszukosten.

Auch bei der Beichte entwickle ich meine Tricks, um dem kleintlichen Sünden katalog auszuweichen, der entlang der Zehn Gebote aufgelistet wird. Beim sechsten Gebot, indem es um unkeusche Gedanken geht, sage ich jedes Mal auf die Frage, ob ich etwas zu beichten habe: »Nichts!«, weil ich danach clever beim 8. Gebot »Du sollst nicht lügen« diese Antwort sofort als Lüge beichte. Genial!? Ich mag es ganz und gar nicht, zur Beichte zu gehen, obwohl es schon ein einmaliges Gefühl ist, sich danach total rein zu fühlen. Der Frust ist leider vorprogrammiert, weil ich mich manchmal kurz danach schon wieder über einen Schulkameraden aufregen kann und dann die schwarzen Flecken auf meiner Seele bildlich vor mir sehe.

Ich mag das Sinnliche der katholischen Kultur. Die Überheblichkeit in der katholischen Kirche ist mir hingegen zuwider, auch wenn es mich zum Beispiel rund um den Besuch des Sankt Nikolaus doch erschrecken kann: Wenn wir Kinder nicht artig sind, dann holt unsere Mutter die Autorität von Nikolaus zu Hilfe. Er wird sich bei seinem persönlichen Besuch am 6. Dezember bei uns zu Hause an all das erinnern, was wir falsch machen! Als diese Drohung bei mir an Wirkung verliert, hilft

nur noch der Sankt Nikolaus aus dem evangelischen Nachbarort Lenzburg: »Bueb, wenn du nicht artig bist, dann kommt der Sankt Nikolaus aus Lenzburg!« Diese Drohung sitzt schlagartig und ich bin der artigste Junge ... allerdings nur bis zum 6. Dezember!

Mangelnde Selbstfürsorge

Gut für mich selbst zu sorgen, lerne ich in meiner Kindheit nicht. Wie denn, wenn auch bei meinen Eltern dies kein Thema ist? Bei Streitereien mit anderen Kindern fordern sie mich sofort auf, mich zu entschuldigen.

»Würden mein Vater, meine Mutter im Ernstfall auch zu mir stehen?«, heißt jene bedrückend quälende Frage, die mich diffus begleitet. Wie wir als ganze Familie unsere Bedürfnisse zurückstecken bzw. gar nicht erst wahrnehmen, zeigt sich an der tragischen Lebensgeschichte der jüngsten Schwester meiner Mutter, Tante Herta. Mit 17 Jahren werden ihr wegen eines aggressiven Krebses die Gebärmutter und die Eierstöcke entfernt. Dies bedeutet für sie, dass sie kinderlos bleiben wird – und deswegen auch nicht heiraten kann. Als Zukunftsperspektive bleibt ihr nur die Mitarbeit auf dem elterlichen Bauernhof, der neben unserem Haus steht. Herta flüchtet sich durch diese Traumatisierung in einen »Reinheitskult«, indem sie nur noch weiße Blusen trägt und sich den ganzen Tag immer wieder reinigt; eine Provokation in der herausfordernden Arbeit auf einem Bauernhof. Herta ist eine begabte Näherin und kann ihr Talent leider zu wenig entfalten. Als sie für einige Wochen in eine psychiatrische Klinik kommt, ist meine Mutter tief erschüttert.

Als Tante Herta meine Mutter inständig bittet, in unserer 6-Zimmer-Wohnung aufgenommen zu werden, entscheiden

sich meine Eltern 1963 zu diesem schwerwiegenden Schritt. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir vier Kinder in diesen Entscheidungsprozess eingebunden sind, ich denke, kaum. Wir akzeptieren es in einer natürlichen Selbstverständlichkeit. Die Überforderung, auf so einem engen Raum zusammenzuleben, ist vorprogrammiert, Herta arbeitet in Heimarbeit als Näherin einige Stunden pro Tag in unserer Stube.

Ich leide nicht unter dieser Situation. Verzichten zu können und einen einfachen Lebensstil einzuüben hindern mich bis heute nicht daran, glücklich zu sein.

Aus der Notaufnahme wird ein Dauerzustand, Herta wird bis nach dem Tod meiner Eltern in unserer Wohnung bleiben. Lerne ich dadurch ganz subtil, Unmögliches zu erdulden und Schwieriges auszuhalten, was lebensfördernd und -behindernd sein kann? Auf jeden Fall wird mir erst durch meinen Zusammenbruch mit 38 Jahren bewusst, wie das Entfalten einer gesunden Selbstfürsorge und eines ausgeglichenen Selbstvertrauens in unserer Familie – und nicht nur in unserer – kaum gefördert wird.

Wie ich schon zu Beginn dieses Kapitels beschreibe, möchte ich das Fördern von Mitgefühl in meiner Kindheit nicht missen. Doch die Einseitigkeit, immer viel zu sehr Verständnis für andere zu haben, prägt mich bis heute. Ich bin jetzt noch Üben-der, auch mitfühlend mit mir selbst zu sein. Meine Bedürfnisse anzumelden, fällt mir weiterhin schwer und wenn ich es tue, dann mit vielen Rechtfertigungen. Seit mir diese Verhaltensmuster bewusster sind, kann ich besser verstehen, weshalb ich erst mit 49 Jahren meine tiefe Sehnsucht ausdrücken kann, einen Mann lieben zu dürfen.

2.

Irgendwo ankommen

Meine Eltern ermöglichen ihren vier Kindern gute berufliche Startbedingungen, in dem alle vier in einem Jahresinternat in der französischen Schweiz intensiv eine zweite der vier Landessprachen erlernen können. Meine beiden Schwestern Erna und Ursula sind je ein Jahr in Bourguillon/Fribourg, mein Bruder Paul und ich im *Institut Catholique* in Neuchâtel. Zuerst fühlt es sich schrecklich an, dorthin zu müssen, und es ist ein schwarzer Tag für mich, als mich meine Eltern zusammen mit meinen beiden Schwestern im April 1968 nach Neuchâtel bringen. Ich will nicht 18 Stunden pro Woche fern von zu Hause die französische Sprache erlernen. Doch damals können die Eltern ihre Kinder noch zu ihrem Glück zwingen!

Was ist das für eine himmeltraurige Perspektive, als ich die anderen 179 (!) männlich pubertierenden Jugendlichen in der Aula des *Institut Catholique* sehe, von denen die meisten wie ich die französische Sprache hassen. Mir graut davor, wie es werden wird. Doch es kommt alles anders.

Vor dem ersten Sonntagsgottesdienst müssen wir uns im Innenhof des Internats der Größe nach in einer Reihe aufstellen, ich gehöre zu den Kleinsten der Truppe. Ich traue meinen Ohren nicht, als der Präfekt der Schule fragt: »Wer spielt Schlagzeug? Wer von euch hat eine elektrische Gitarre? Und wer spielt Trompete? Wir gründen eine Band!«

Umwerfend ist auch die zweite Überraschung, die mein Leben bis heute nachhaltig verändert: In der ersten Religionsunterrichtsstunde erfahren wir, dass wir auch gemeinsam ins Kino gehen werden, um in aktuellen Filmen eine Spur zu den eigenen

Lebensthemen und zum Mann aus Nazareth entdecken zu können. »Kino und Kirche in einem Atemzug zu erwähnen, das gibt's doch nicht«, denke ich. Schlagartig wird Religion für mich zu einem Weg der Befreiung! Ohne das Wort »Spiritualität« zu kennen, erlebe ich hautnah, wie das Alltägliche und das Religiöse nicht mehr getrennt werden. O ja, im Leben geht es doch um die großen »Ks« wie Kinder, Küche, Kunst, Kneipe, Kino, Kuschneln, Kampf, Kultur, Kontemplation, Kirche, Kloster, Klimagerechtigkeit!

Das *Institut Catholique* liegt mitten in der Stadt neben dem Fußballstadion »La Maladière«, der Heimat des bekannten Fußballclubs XAMAX. Da im fünfstöckigen Haus »nur« 120 Schüler übernachten können, kaufen die *Frères des Ecoles Chrétiennes* (Christliche Schulbrüder) 1954 oberhalb der Stadt am Fuße des Chaumont ein ehemaliges Klostergebäude, damit dort weitere 60 Schüler übernachten können. Ich gehöre zu den Glücklichen, die jeden Abend mit dem Bus bis an den Waldrand gefahren werden, um 15 Minuten zu Fuß zum traumhaften Ort *Abbaye de Fontaine-André* (eine ehemalige Prämonstratenser-Abtei) zu gelangen. Von dort eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Neuenburgersee und bei klarem Wetter auf das Bergmassiv Eiger, Mönch und Jungfrau! Obwohl wir uns in der *Abbaye* nur von 21 bis 6 Uhr morgens aufhalten, ist es für mich eine tägliche Wohltat, aus der Enge des Internats in die Weite der Natur zu gelangen, ganz nah bei meinen Freunden, den Bäumen, zu sein. Auf einer Postkarte schreibe ich meinen Eltern: »Wie schade, dass wir an so einem wunderschönen Ort nur zum Schlafen sein können.« Niemals hätte ich geahnt, dass ich 23 Jahre später an diesen Kraftort zurückkehre, um ein »offenes Kloster« zu gründen, und um für 10 Jahre dort zu leben ...

Französisch wird zu meiner Glückssprache. Wie viele andere blühe ich auf in dieser einjährigen Lebensschule. Zugleich

beginnt ganz subtil mein unerbittlicher Kampf gegen meine Homosexualität, die es ja nach damaliger Konvention nicht geben darf – in einem katholischen Milieu schon gar nicht. Unglaublich, was die Kunst der Verdrängung bewirken kann, obwohl es beim gemeinsamen Duschen mit jeweils 20 bis 30 anderen Jungs (zweimal pro Woche) für mich sonnenklar ist, dass ich ein erotisches Prickeln spüre. Mein grausamer Krieg gegen mich selbst beginnt, in dem ich mich noch mehr verkrampe und meine Bewegungen streng kontrolliere, damit ja niemand entdecken kann, dass ich »nicht richtig« bin.

Unglaublich, dass ich bis zu meinem 49. Lebensjahr alles unternehme, um nicht homosexuell sein zu müssen. Beim Schreiben spüre ich jetzt noch den Schmerz, mich so lange im Stich gelassen zu haben. Ein Schmerz über so viel verpasstes Leben. Doch er ist nur noch ein Teil von mir, weil ich zugleich durch das Schreiben würdigen kann, was sich trotzdem alles auf meinem Lebensweg entfalten konnte.

Zu einer solchen Trotzdem-Hoffnung ermutige ich mich und andere sehr gerne. Obwohl ich mich zu oft verbiegen lasse, werden mir immer wieder Sternmomente geschenkt, in denen ganz unerwartet eine Lebenskraft in mir durchbricht, die unaufhaltsam ist.

Und ich bin bis heute dankbar bewegt über jenen Moment im März 1969, an dem ich – drei Wochen vor dem Ende des Internatsjahres – von einer Telefonkabine aus meine Eltern anrufe. Normalerweise nahm Mueti (Schweizer Dialekt wie »Vati«) den Hörer ab, doch dieses Mal ist es mein Vater, dem ich mit zitternder klarer Stimme sage, dass ich nicht wie geplant nach Hause kommen werde, um eine kaufmännische Lehre anzutreten, die er mir durch seinen Nachfolger im Bürgermeisteramt verschafft hat. Ich teile ihm mit, dass er und meine Mutter sich wünschen, dass ich fließend Französisch sprechen könne. Nun ist ihr Wunsch mehr als erfüllt und ich möchte in die *Ecole*

Supérieure de Commerce in Neuchâtel gehen, um mich weiterhin in die französische Kultur zu vertiefen – und vor allem, um später, wenn ich 20 Jahre alt bin, in den französisch-katholischen Orden der *Frères des Ecoles Chrétiennes* eintreten zu können.

Wie eine Bombe schlagen meine Worte ein und erschüttern die ganze Familie. Ein Tag später erhalte ich trotz vieler Abschlussexamen einen Sonderurlaubstag, um mit dem Zug von Neuchâtel nach Hause fahren zu können, wo mich meine Eltern und meine drei älteren Geschwister mit großer Sorge erwarten, um mir diese verrückte Idee ausreden zu können. Klein und schüchtern, stark und entschieden sitze ich in der Stube und wiederhole mantraartig, dass ich nicht mehr nach Hause kommen werde. Meine Mama und meine Schwestern weinen, mein Bruder, der zehn Jahre zuvor unter der damaligen Enge dieses Internates sehr gelitten hat, beschwört meinen Vater, meine Pläne zu verhindern.

Da ich noch nicht einmal sechzehn Jahre alt bin, brauche ich die Unterschrift meines Vaters, um mich für die Mittelschule in Neuchâtel anmelden zu können.

Die Harmonie in unserer Familie ist meinem Vater sehr wichtig, deshalb bin ich felsenfest davon überzeugt, dass ich am nächsten Morgen, bevor er mich zum Bahnhof bringt, ohne Unterschrift abreisen werde. Ich bleibe die ganze Nacht wach und höre ununterbrochen die Single *Atlantis* vom schottischen Singer-Songwriter Donovan. Die Einleitung dieser Ballade ist ein ruhiger Monolog, in dem von der mythologischen, vorsintflutlichen Zivilisation von Atlantis erzählt wird. In der zweiten Hälfte des Songs singt Donovan energisch, wie er seine wahre Liebe in Atlantis finden werde. In der Melancholie und Aufbruchsstimmung dieses Liedes bin ich gut aufgehoben.

Wenn ich heute ab und an diesen Song wieder einmal höre, dann ist die ganze Fülle der Gefühle, die mich diese Nacht bewohnen, sofort ganz gegenwärtig in mir.

Morgens um sechs Uhr betritt mein Vater meine Insel Atlantis ... er gibt mir den unterschriebenen Anmeldebogen mit den authentischsten Worten, die ein Junge von seinem Vater erhalten kann: »Ich bin nicht mit dir einverstanden, doch ich will dir nicht im Wege stehen.« Dadurch kann ich intensiv erfahren, was es wirklich bedeutet, gleichzeitig geborgen und frei zu sein: den großen Respekt vor der einmaligen Würde eines Menschen, ohne die Unterschiede beschönigen zu wollen. Trotz diesem großartigen Vermächtnis meines Vaters »verliere« ich durch diese harte Auseinandersetzung meine Familie noch ein zweites Mal. Ich werde innerlich noch härter, um mich durch die Tränen meiner Familienmitglieder nicht vom Weg abbringen zu lassen. Inspiriert durch die 68er-Bewegung bestärkt sich in mir der Irrtum, ganz anders und besser zu sein als meine Familie. Ich kämpfe gegen eine kleinkariert-bürgerliche Welt, total überzeugt innerhalb kürzester Zeit, die ganze Welt verändern zu können. Durch meine Abgrenzungsmechanismen sind in meinem Körper all die langjährigen Stresssituationen mit meiner Familie abgespeichert.

Auch heute sendet mir mein Leib Alarmsignale, die von meiner früheren Angst erzählen – ich beginne zu schwitzen, fühle mich schlecht. Es sind Signale, die mir zur Chance werden können, auch gut mit mir zu sein. Obwohl ich in einer langen Psychotherapie die Lebensweisheit verinnerlicht habe, ohne Wurzeln nicht leben zu können und den Zugang zu meinen tiefen Wurzeln mit zunehmendem Alter auch mehr ersehne, kann ich bei einem Familientreffen mitfühlend mit mir sein, wenn sich zu Beginn ein diffuses Unwohlsein meldet, das vom Verstand her

grundlos erscheint. Zugleich eröffnen mir solche Konfrontationen mit meiner Geschichte die Möglichkeit, mir auch kleine Rückzugsoasen während eines solchen Treffens zu erlauben, was überhaupt nicht selbstverständlich ist, wenn ich an all jene denke, die sich nicht getrauen, bei einem Familienfest ihre Bedürfnisse anzumelden. Je natürlicher ich mitteilen kann, dass ich mal kurz weg bin, um mir einen kleinen Spaziergang zu gönnen, desto offener bin ich dann wieder für die Begegnungen im Familienkreis.

Flucht ins Kloster?

Was für ein Paradox, obwohl ich als Junge unter meiner Einsamkeit leide, erkämpfe ich mir immer wieder Momente, in denen ich allein sein darf: Allein mit meinen Freunden, den Bäumen, die in ihrer Einzigartigkeit sich himmelwärts ausrichten und zugleich dank ihrer Wurzeln zutiefst verbunden sind mit den anderen Bäumen. Alleinsein bedeutet mir viel, weil meine Sehnsucht groß ist, all-eins zu sein, tief verbunden mit allem, in Kommunikation mit mir selbst, mit den anderen, der Natur, dem Kosmos, weil in allem ein göttlicher Hoffnungsfunke verborgen ist und ab und zu aufscheint. Allein-Sein kann ich als Kraftquelle erfahren, wenn ich mich auch dem Schmerz der Einsamkeit stelle. Was für ein harter Brocken für mich! Erst durch die schmerzvoll-heilenden Erfahrungen in meinem prägenden Burn-out mit 38 Jahren kann ich mich den Verwundungen meiner Einsamkeit, meiner Isolation stellen, um nicht mehr auf der Flucht vor meiner Geschichte zu sein. Vorher ist die Flucht oft meine einzige Überlebensstrategie, in der ich erahne, viel mehr zu sein als die Angst vor mir selbst und vor Beziehungen!

Schon als Messdiener sind für mich Kirchenräume heilende Orte, die dem Leben einen besonderen Geschmack schenken. Deshalb mag ich so gerne in einer Feier das Weihrauchfass schwingen, auch mit der Gefahr, fast ohnmächtig zu werden, weil wir vor dem Empfang der heiligen Kommunion (einer Hostie) nichts essen und trinken dürfen! Weihrauch lässt mich mit allen Sinnen erfahren, dass das Leben viel mehr ist als Gewinnoptimierung. Weihrauch lockt mich in eine Weite, um mein kleines Leben als etwas ganz Großes zu sehen, als Wunder, als Geschenk, als Geheimnis. »Unheilbar religiös« nennt der dänische Theologe Sören Kierkegaard (1813–1855), einer meiner Lieblingsphilosophen, diese Urbefindlichkeit, die tief in uns angelegt ist. Religiös verstehe ich längst nicht mehr als ein Glaubenssystem einer vereinnahmenden Gemeinschaft, das ich auswendig lernen muss, sondern, von seinem Wortursprung *re-liguer* her, als eine Rückverbindung, ein Aufgehobensein in einem größeren Ganzen, im Sinne des französischen Naturwissenschaftlers und Priesters Pierre Teilhard de Chardin (1881–1955): »Es macht den Wert und das Glück des Menschen aus, in etwas Größerem aufzugehen, als er selbst ist.«

Als Sinn- und Gottessucher ist mein Wunsch, in den französischen Orden der *Frères des Ecoles Chrétiennes* (Christliche Schulbrüder) einzutreten, nicht nur eine Flucht nach vorne, sondern auch ein Ausdruck meiner tiefen Sehnsucht nach MEHR, die mich bis heute bewohnt und belebt. Eine klösterliche Lebensform zeigt exemplarisch auf, dass zu einer erfüllten Beziehungsfähigkeit auch die Lebenskunst des Allein-Seins gehört. Wir kommen allein als Beziehungswesen auf die Welt und wir werden im Sterben den Übergang vom Leben in den Hoffungsgrund unserer Existenz, der LIEBE, alleine gehen. Engagement und Rückzug, Austausch und Stille sind keine Gegensätze, sondern Urbedürfnisse von uns Menschen. Bis heute

fasziniert mich ein klösterliches Leben, das ja nicht nur im Christentum, sondern auch im Buddhismus entfaltet wird, weil die Kunst der Gastfreundschaft auch die Lebensweisheit beinhaltet, bei sich selbst zu Gast sein zu können.

So gesehen ist mein Ordenseintritt nicht nur Flucht, sondern auch Ausdruck meiner tiefen Sehnsucht, ausgeglichen im Dialog mit anderen und auch mit mir selbst zu sein, weil beides über mich hinausweist und vom göttlichen Hoffnungsklang in allem erzählt. Trotzdem ist es eine Flucht vor meinem Ursprungsort, weil in der Enge dieses Dorfes meine Urangst, nicht zu genügen, täglich neu genährt worden wäre. Es ist eine Flucht vor meiner sexuellen Orientierung, weil mir all die Fragen, weshalb ich keine Freundin habe, erspart bleiben bzw. ich als verrückt erklärt werde, in ein Kloster einzutreten, was ich als Kompliment empfinde. Ich will raus aus einer bürgerlichen Falle, um nicht »nur« Bürger eines Landes zu sein, sondern Weltenbürger, und um nicht »nur« für Familie und Haus auf dieser Welt zu sein, sondern auch für die Verletzten, Entrechteten und die Enttäuschten dieser Welt! Voll im Pathos der 1968er-Bewegung! Durch den französischen Ordensgründer der Christlichen Schulbrüder, Jean-Baptiste de La Salle (1651–1719), der als adliger Priester sein Vermögen verschenkt, damit arme Kinder und Jugendliche lesen und schreiben lernen können, konkretisiert sich in mir, was ich schon seit Kindesbeinen durch meinen Gerechtigkeitssinn ersehne: Die himmelschreiende Schere zwischen Arm und Reich verkleinern zu können. In der Aufbruchsstimmung nach dem II. Vatikanischen Konzil erlebt auch dieser Orden eine Erneuerung, der ich viel verdanke. Mein sozialpädagogisches Potenzial wird nach meinem Internatsjahr (1968–1969) optimal gefördert, weil ich schon als 16-Jähriger sehr praxisorientiert in die Aufgabe eines Lehrers hineinwachsen kann. Im Advent haben zum Beispiel alle

180 Schüler die Möglichkeit für eine Bergbauernfamilie (es gibt auch in der Schweiz eine versteckte Armut, die sogar zunimmt!) je ein Weihnachtspaket für eine Familie mit acht bis zwölf Kindern zusammenzustellen, indem jeder Schüler in Eigenverantwortung in einem Supermarkt in der Stadt Lebensnotwendiges und Spiele einkaufen kann. So wird Glaube zu einem Handlungswort und das Vorurteil, dass Spenden eh nicht am richtigen Ort ankommen, durch diese konkrete Aktion entkräftet. Die Grundhaltung des Ordensgründers »toucher les cœurs = die Herzen berühren« entfalte ich seither in all meinen Büchern als Ermutigung »auf seine eigene Herzensstimme zu hören«. Der Ordensgründer Jean-Baptiste de La Salle hat in Reims mit Weggefährten eine glaubwürdige »Option für die Jugend« grundgelegt, im Eröffnen von Schulen für Straßenkinder. Dieser Spur folge ich nicht nur als Jugendseelsorger, sondern ich engagiere mich bis heute gerne für Projekte, in denen junge Menschen sich politisch kreativ entfalten können.

Neue Welle

Von 1969–1973 wohne ich mit anderen jungen Erwachsenen, die auch frère werden möchten, im obersten Stockwerk dieses Internats, in dem jedes Jahr 180 neue Schüler für einen Jahreskurs in Französisch ankommen. Eine kreative Zeit: Wir beginnen den Tag gemeinsam mit der Frères-Gemeinschaft in der Kapelle, gehen nach dem Frühstück »ganz normal« in die Stadt, um mit Hunderten von Studentinnen und Studenten leidenschaftlich-lustvoll zu studieren. Ein Studium der französischen Sprache, das ich auch dank des studentischen Ciné-Clubs mir sinnlich aneignen kann; fantastische Filme der *Nouvelle vague* (Neuen Welle) des französischen Kinos. Zeitlose Kinofilme von

François Truffaut, Jean-Luc Godard, Claude Chabrol, Louis Malle, Agnès Varda, die ich mir immer wieder anschauere. Cinema bleibt für mich ein zutiefst spiritueller Ort, weil ich mich bewusst entscheide, für zwei Stunden in einen dunklen Raum zu gehen, in dem mir immer wieder ein Licht aufgeht, weil ich ganz bei mir bin und gleichzeitig verbunden mit anderen. Durch einen Kinofilm lerne ich mich selbst besser kennen und ich entdecke neue Perspektiven und Horizonte dank vielfältiger Lebensgeschichten von Menschen aus allen Kontinenten. Die Bücher der französischen Existenzialisten Albert Camus, Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir verschlinge ich. Wie groß mein Hunger nach Kultur ist, zeigt sich auch in meinem einmonatigen Sprachaufenthalt im Sommer 1972 in London, um meine Englischkenntnisse verbessern zu können. Da ich nur wenig Geld besitze, entscheide ich mich, das Geld für Kultur und nicht fürs Essen auszugeben. Ich bin jeden Abend im Konzert, Theater und Kino; essen kann ich später wieder, Kultur ist für mich eine große Nahrung. Ich verliere viel Gewicht und gewinne unendlich viel kulturelle Lebensweisheiten. Im Studium in Neuchâtel kann ich mich vielfältig entfalten, wäre da nicht diese mühsame Konfrontation mit meiner Homosexualität, die ich nicht will, für die ich mich schäme, die ich verdränge, die es ja gar nicht geben darf und die deshalb immer stärker wird. In meiner ganzen Klosterzeit und auch danach in meinem Theologiestudium in Luzern wird nicht über diese sexuelle Begabung gesprochen, was mir sehr entgegenkommt und zugleich fatal ist für mich. Unglaublich, aber wahr, wie in einem katholischen Milieu, in dem der Anteil queerer Menschen überdurchschnittlich hoch ist, keine Gesprächskultur entfaltet wird. Ich demonstriere mit vielen Sympathisant*innen auf der Straße für viele sozialpolitische Themen außer für das Lebensthema, was mich unmittelbar angeht, was ich nicht gewählt habe, was mich auch spirituell zutiefst prägt: meinen Urwunsch, liebend in einer

Partnerschaft mit einem Mann unterwegs sein zu können. Um die Bedenken meiner Familie gegenüber meinem Klostereintritt doch ernst zu nehmen, arbeite ich nach dem erfolgreichen Abschluss in der Ecole Supérieure de Commerce ein Jahr in einer Bank in Genf. Auch in dieser Stadt schaue ich mir unendlich viele Filme an, doch ich bleibe innerlich sehr einsam und verloren, weil ich Krieg gegen mich und meine sexuelle Orientierung führe, Tag für Tag.

Paris, die tollste Stadt der Welt!

Der Eintritt in einen katholischen Orden beginnt mit einer Noviziatszeit (lateinisch *novicius*, was »Neuling« bedeutet), d. h. mit einer Einführungszeit in eine gemeinschaftliche Lebensform, in der man/frau nach zwei Jahren erstmals die Gelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam verspricht. Da ich bei meinem Ordenseintritt 1974 der einzige Schweizer bin und da zugleich in vielen anderen französischen Ordensgemeinschaften oft pro Jahr nur eine Person eintritt, wird in Frankreich ein »Internoviziat« gegründet, in dem junge Schwestern und Brüder aus verschiedenen Ordensgemeinschaften sich einmal pro Monat für ein paar Tage in Paris treffen, um durch kompetente Ausbilder*innen in ein klösterliches Leben eingeführt zu werden. Eine Sensation, die von einer offenen Geistkraft erzählt, die weht wo **sie** will. Wir sind stolz, Teil dieses Aufbruchs zu sein. Wir entfalten kreativ eine neue liturgische Sprache, in der damals schon nicht nur männlich-patriarchal von der göttlichen Gegenwart in allem gesprochen wird. All die aktuellen politischen Themen werden heiß in Verbindung mit den Schätzen der Tradition diskutiert ... alle Themen außer die existenziellen Fragen rund um die Sexualität, die wir verkrampft und welt-

fremd überhöht angehen und dabei das Wort »Homosexualität« genial ausklammern. Wie kann ich all das mitmachen, obwohl ich in sozial- und kirchenpolitischen Fragen sehr rebellisch sein kann? Es ist mein Selbstschutz, verbunden mit dem schwerwiegenden Irrtum, mir einzubilden, dass die sexuelle Orientierung für einen zölibatär lebenden Menschen keine Rolle mehr spielt. Da ich mich als junger Ordensmann schöpferisch wunderbar entfalten kann, spreche ich mir selbst immer wieder zu, dass ja alle Menschen etwas Schweres zu tragen haben und ich wirklich dankbar sein kann für so viel Glück, das mir durch eine Welle von Wertschätzung entgegenkommt. So schaffe ich es, mir und vor allem den anderen zu beweisen, ein ganz besonderer Klosterbruder zu sein. Das schönste Kompliment, das mir immer wieder gemacht wird, ist das Entsetzen all jener, die nicht wissen, dass ich als bodenständiger Filmfreak jeden Tag in die Kirche gehe, mehr noch, sogar in einem Kloster wohne. So meine ich, meine tiefe Sehnsucht, einen Mann zu lieben, kleinhalten zu können ... Während des Noviziats besuche ich ab 1974 einen zweijährigen Glaubenskurs, den die »Theologischen Kurse für Laien« in Zürich anbieten und der an sechs Wochenenden pro Jahr, meistens in Luzern, stattfindet. Mein Interesse an einer offenen, zeitgemäßen Auslegung der biblischen Texte ist von Anfang sehr groß. In dieser Ausbildungsgruppe sind andere Teilnehmende aus der ganzen Schweiz. Dort lerne ich Silvia Meier kennen, die aus Genf angereist ist. Sie wird meine beste Freundin, weil ich zum Glück erst später erfahre, dass sie in Dottikon aufgewachsen ist. Jenes Nachbardorf von Hägglingen, das in großer Konkurrenz zu unserem besonderen Dorf steht! Mit Silvia erlebe ich in den 48 Jahren unserer Freundschaft viele wunderbare Momente auf dem Genfersee, im Aushalten von schweren Stunden, im herzhaften Lachen, im mehrmaligen Hören des Weihnachtsoratoriums und der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach im